

Book reviews

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Studies in Communication Sciences : journal of the Swiss Association of Communication and Media Research**

Band (Jahr): **7 (2007)**

Heft 1

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Book Reviews

Vocabulaire Européen des Philosophies, Dictionnaire des Intraduisibles sous la direction de Barbara Cassin. (European Vocabulary of Philosophies, Dictionary of untranslatable terms edited by Barbara Cassin). Paris: Le Seuil, Le Robert, 2004

If you believe, like me, that Europe's linguistic diversity is an asset and enrichment for communication, rather than just a barrier for seamless understanding across cultures, this may be the book for you. If you believe that each term has its own history, tradition and rich past that can be activated when using it in communication, you will cherish this landmark achievement in pluri-linguism. Calling the "Vocabulaire Européen des Philosophies" a book is probably an understatement, as this behemoth of a reference guide is weighing in at a hefty 1531 pages – and almost each one is at least worth browsing through.

Consider, for example, the following terms from German, English, Arabic, Spanish, Portuguese, French, Greek, Hebrew, Italian, Latin, and Russian that are discussed in the book:

Anschaulichkeit, Tatsache, Dasein, affordance, cultural studies, feedback, spleen, bantasia, sadīq, goce, soledad, saudade, palavra, vergüenza, actuosité, altération, genre, sémiologie, suppléance, entrepreneur, praxis, phronesis,

aion, apatheia, artê, epokhê, hubris, eloah, basar, acutezza, pieta, pazzia, acumen, culpa, pravda, stradanie.

Each one carries with it a rich web of associations, connotations, derived concepts, and even intellectual stand points. Resurfacing these hidden elements and their original context, and discussing their implications, is one of the main objectives of this book. Its aim is to capitalize on each of the covered (European) languages' rich heritage of idiosyncratic terms. By comparing and contrasting similar, but different, ideas and terms, the book contributes not only to a better understanding of European cultures, but also to our many common sensibilities and fascinations.

With regard to the study of communication, this reference guide offers several insightful articles on key issues in the field. For communication researchers I particularly recommend the articles on homonyms, implication, intention, langue, logos, mot, nonsense, pathos, structure/pattern/gestalt, and speech act/acte de langage.

While the book is written in French, it is the result of the collaboration of scholars from France, Spain, Germany, Italy, Belgium, Ukraine, Canada, Switzerland, Finland, Brazil, Greece, Columbia, and the USA. Although all articles are in French, the book contains numerous quotes from classic texts that are reproduced

in their original language and then translated.

There is little to be criticized in such a noble and monumental endeavor and such a diligent implementation. Specialized readers from various disciplines (such as epistemology, linguistics, literature, ontology, cultural studies, or history) may find shortcomings in the texts or may wish to see some concepts treated at more depth, but in the view of this reviewer, the editors have managed to make ends meet in an admirable way. To my knowledge there simply is no equally stimulating alternative to this plurilingual guide to European thought. As a communication researcher and economist I look for two things in a reference guide such as this one: One, does it help me understand communication better? And, two, does it offer good value for the money and the time invested? On both accounts, the dictionary of untranslatable terms is a hard act to follow.

I thus recommend this work to everyone who believes that certain terms just cannot carry all of their meaning to another language and need to be understood in their original form and context. I recommend it to communication scholars who are curious about the subtle differences in meaning and connotations of words such as *Angst*, *angoisse*, *angustia*, or *anxiety*.

Martin J. Eppler

martin.eppler@lu.unisi.ch

Università della Svizzera italiana

Niklas Luhmanns «Die Gesellschaft der Gesellschaft»: Über Rezeptionsprobleme der Kommunikationswissenschaft. (Niklas Luhmann, Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt a. Main 1997: Suhrkamp)

Niklas Luhmanns Werk ist bereits zu seinen Lebzeiten in den Kanon der sozialwissenschaftlichen Klassik eingegangen. Gekrönt wurde es durch das 1997, also vor genau zehn Jahren, erschienene Hauptwerk «Die Gesellschaft der Gesellschaft», das ein während dreissig Jahren verfolgtes Projekt, den Entwurf einer Theorie der Gesellschaft, abschliesst. Es ist seither ausführlich rezensiert und rezipiert worden. Wozu also eine neuerliche Rezension? Der Grund kann weder im Neuheitswert des Werkes liegen – es ist bekannt. Noch im runden Jubiläum seines Erscheinens – das wäre, wenn auch verlockend, doch ein eher dünnes Argument. Auffällig allerdings ist, wie wenig dieses Werk, das ansonsten auf sehr breite Resonanz gestossen ist, im Rahmen der Kommunikations- und Publizistikwissenschaft rezipiert worden ist. Eine bemerkenswerte Auffälligkeit, denn immerhin unternimmt die «Gesellschaft der Gesellschaft» den Versuch, eine Theorie der Gesellschaft von einem Begriff her zu entwerfen, der die Kommunikationswissenschaft ganz wesentlich interessieren sollte: Kommunikation. Die Frage drängt sich auf, und an diesem Leitfaden möchte ich Luhmanns Arbeit eben doch erneut rezensieren: warum? Ich vermute, wohl nicht überraschend, den Grund in den Sperrigkeiten, die

sich aus einer ganzen Reihe grundsätzlich anderer Theorieführungsentscheidungen ergeben: beginnend beim Kommunikationsbegriff selbst.

Kommunikation ist spätestens seit den 1980er Jahren zu einem Leitbegriff der soziologischen Theoriebildung geworden (Luhmanns «Soziale Systeme», Habermas' «Theorie des kommunikativen Handelns»). Er ergänzt oder tritt gar seither zunehmend an die Stelle eines anderen, traditionsreichen Leitbegriffs: Handlung. Die oft genug immer noch übliche Gegenüberstellung von handlungs- oder kommunikationstheoretischen Theoriebildungen führt allerdings in die Irre. Grundlegender als die Differenz von Handlung oder Kommunikation ist eine ganz andere Theorieentscheidung, die sich sowohl am Handlungs- wie auch am Kommunikationsbegriff ausgeführt findet: jene zwischen Übertragung oder Emergenz – und an dieser Differenz, so vermute ich, entwerfen sich die Leitunterschiede und Missverständnisse zwischen systemtheoretischem Konstruktivismus einerseits, weiten Teilen der Kommunikations- und Publizistikwissenschaft andererseits.

Letztere versteht Kommunikation, anschliessend an eine lange Tradition, die interessanterweise im selben amerikanischen Pragmatismus gründet, der auch eine der wesentlichen Quellen der Luhmannschen Gesellschaftstheorie darstellt, im Schema der Übertragung von Botschaften (oder wie auch immer analog gebauter verwandter Begriffe: Bedeutungen, Symbole, Information, Verständigungszumutungen) zwischen Individuen. Die

Schwierigkeiten dieses Modells sind seit längerem diskutiert und bekannt: sie hängen am Begriff des Individuums, das, als Sender oder Empfänger, unilateral oder dialogisch, die Referenzstelle von Kommunikation besetzt. Denn in einem radikalen, also empirisch gehaltvollen Sinne sind individuelle Bedeutungen nicht übertragbar: kein anderes Individuum könnte diese verstehen. Auf diese bereits sehr früh erkannte Problemstelle hat die angelsächsische Kommunikationsforschung mit wesentlichen Korrekturen des Modells reagiert: in Begriffen von Codierung und Decodierung etwa, angelehnt insbesondere an technische Verständnisse von Informationsübertragung (Shannon & Weaver). Gelingende Kommunikation bedarf, in überindividuell anschlussfähiger Weise, der Codierung durch das sendende Individuum, während dem empfangenden Individuum gegengleiche Decodierung zugemutet werden muss. Diese Korrektur hat allerdings die Schwierigkeiten des Modells nicht zu lösen vermocht, sondern lediglich die wesentliche Problemstelle in aller Deutlichkeit herausgearbeitet: denn offenbar (so der klassische, etwa von Umberto Eco ausgeführte semiotische Einwand) ist gelingende Kommunikation unter diesen Umständen nur denkbar, wenn Codierung wie Decodierung durch den immer schon überindividuellen, somit ausschliesslich sozialen, Code gesteuert werden – also gerade nicht: durch das Individuum.

Diese Konsequenz erzwingt eine auf den ersten Blick ausserordentlich unhandliche Theorieentscheidung: Kommunikation muss als radikal ei-

genständiges Geschehen modelliert werden – analog der Problemlage, der sich die soziologische Gesellschaftstheorie des 19. Jahrhunderts ausgesetzt sah, Gesellschaft als «eigenständige Realität» (Émile Durkheim) und nicht lediglich als Summe ihrer Individuen konzipieren zu müssen. Mit genau dieser Theorieentscheidung beginnt Luhmanns «Gesellschaft der Gesellschaft». Im ersten Kapitel («Gesellschaft als soziales System») wird Gesellschaft mit Kommunikation gleichgesetzt (als «Gesamtheit aller füreinander erreichbaren Kommunikationen») und zugleich als *emergente* Ebene der Systembildung beschrieben. Sie etabliert sich, im Übergang von biologischer zu soziokultureller Evolution, als «eigenständige Realität», modellierbar in Begriffen des Selbstaufbaus, der Selbstorganisation, der Selbsteinschränkung sozialer Systeme – in Differenz zu psychischen Systemen. Die weiteren Kapitel führen diese grundlegende Ausgangsentscheidung aus – und bauen die Gesellschaftstheorie entsprechend konsequent um.

Damit wird eine Kaskade von Unhandlichkeiten und Sperrigkeiten erzeugt, die wohl ganz wesentlich die Rezeption seitens der Kommunikations- und Publizistikwissenschaft (aber übrigens keineswegs nur hier) behindert hat. Denn wenn das Individuum nicht mehr die zentrale Referenzstelle des Kommunikationsbegriffs besetzen kann, entfällt auch die Möglichkeit, den Medienbegriff, im Schema der Übertragung, als Vermittlungsinstanz zwischen Individuen zu modellieren: Kapitel 2 («Kommunikationsmedien») transformiert denn auch den Medi-

enbegriff zur gesellschaftsinternen Einrichtung, mit der Gesellschaft ihre *Selbstreproduktion* garantieren kann – unter Bedingungen, wo diese ansonsten unwahrscheinlich wäre. Die Ausbildung solcher Einrichtungen, die kommunikative Unwahrscheinlichkeiten in Wahrscheinlichkeiten transformieren, kann nun aber erneut nicht dem Planungs- oder gar Verständigungswillen der beteiligten Individuen anvertraut werden – sie entstehen in Prozessen soziokultureller Evolution. Kapitel 3 («Evolution») stellt, wiederum konsequent, von Planung auf Selbsteinschränkung durch (um eine gerne bemühte Metapher erneut zu bemühen: durch blinde) Evolution um, und nimmt damit die zentrale Intention moderner Evolutionstheorien auf: den Verzicht, wo es um die Modellierung soziokulturellen Wandels geht, auf eine zentrale Planungsinstanz, sei diese göttlichen oder bürokratischen Ursprungs.

Nochmals deutlicher wird die Radikalität des vorgeschlagenen Umbaus des Gesellschaftsbegriffs in Kapitel 4, wo Luhmann an eine altherwürdige Begriffstradition der modernen Gesellschaftstheorie anschliesst: «Differenzierung». Und obwohl gerade hier der Neuheitswert des Umbaus vergleichsweise wohl am geringsten ausgefallen ist (handelt es sich doch beim Begriff der Differenzierung um ein im sozialwissenschaftlichen Denken seit langem bestens etabliertes Konzept), entstehen an dieser Stelle, vielleicht gerade deswegen, besonders instruktive Rezeptionsprobleme. Solange Kommunikation bzw. Gesellschaft vom Individuum her entworfen wird,

drängen sich eine ganze Reihe scheinbar sehr «natürlicher» Grenzziehungen auf: in erster Linie räumliche Grenzen, in deren Rahmen interagierende Individuen (kulturell mehr oder weniger homogene) Gesellschaften bilden. Die Verfügbarkeit solch «natürlicher» Grenzsetzungen macht ein Nachdenken über alternative Möglichkeiten, die Grenzen der Gesellschaft zu ziehen, zum wenig vordringlichen Problem. Es behindert gar die Rezeption solcher Alternativen – mit derselben Verve, hat man zwischendurch den Eindruck, mit der der Nationalstaat, sekundiert von den dazu gehörenden nationalistischen Semantiken, sich gegen Globalisierung sperrt. Wird hingegen Gesellschaft als eigenständige, abgelöst vom «Individuum» sich selbst reproduzierende Realität modelliert und mit Kommunikation gleichgesetzt, entfällt auch die Möglichkeit, ihre Grenzen als räumliche zu verstehen – passend im übrigen zur länger schon verfügbaren empirischen Einsicht, dass Kommunikation an räumlichen Grenzen durchaus nicht ausläuft, ja dass die Pointe der Medienevolution gerade darin besteht, dass sich Kommunikation zunehmend deutlich sichtbar von den Begrenzungen des Raumes emanzipiert.

Den Bedarf an alternativen Grenzverläufen deckt Luhmann auf zwei unterscheidbaren Wegen: zunächst, nach Aussen gewissermassen, durch die Unterscheidung von psychischen und sozialen Systemen, von Bewusstsein und Kommunikation – «Gesellschaft» wird dann verstanden als jenes umfassende Sozialsystem, das als Gesamtheit aller füreinander erreichbaren Kommuni-

kationen bestimmt werden kann. Des Weiteren durch die im historischen Vergleich angelegte Unterscheidung von Gesellschaftstypen, die sich jeweils durch je eigene Formen interner Differenzierung unterscheiden: dem Primat segmentärer, stratifikatorischer oder funktionaler Differenzierung. Letzterer Gesellschaftstypus erweist sich erneut als besonders unhandlich, so lange am gesellschaftstheoretischen Primat des Individuums festgehalten wird. Denn während es keine Schwierigkeiten bereitet, die Einheit des Individuums in ungeteilter Eindeutigkeit auf bestimmte Segmente oder Schichten zu verteilen, ist dies im Falle funktionaler Differenzierung nicht länger möglich – worauf man entweder mit Ablehnung des Konzepts funktionaler Differenzierung oder eben mit dessen Weiterentwicklung, wie es Luhmann vorschlägt, zum Modell operativ geschlossener, sich selbst reproduzierender Kommunikationssysteme (Funktionssysteme) reagieren kann.

Dass dies auch den Umbau des Verständnisses von «Integration» einer Gesellschaft erzwingt, erweist sich schliesslich als weitere Hürde – dies allerdings eher aus Gründen, die mit den ungewohnten logischen Verhältnissen der Systemtheorie zu tun haben. Denn Differenzierung muss keineswegs mit Zerteilung, also sinkender Integration der Gesellschaft, gleichgesetzt werden – so erscheint es aus einer Sicht, die noch ganz im älteren logischen Schema der Summenkonstanz denkt. Dass sich letzteres zur Beschreibung komplexer Systeme nicht eignet, ist seit Durkheims Arbeiten bekannt: funktionale Differenzierung

führt zu steigender Unabhängigkeit der Funktionssysteme – aber dies bei gleichzeitiger Steigerung ihrer wechselseitigen Abhängigkeiten: mit dem Effekt also steigender Integration der Gesellschaft. Dass dieses Verständnis von Integration nur einleuchten kann, wenn man sowohl grundlegende logische Schemata revidiert (anschliessend an eine im Übrigen bereits sehr lange Tradition), als auch vom Individuum auf Selbstreproduktion der Gesellschaft als Kommunikationssystem umstellt, hat die Rezeption der Luhmannschen Gesellschaftstheorie erneut nicht erleichtert.

Das ist aber auch gut so. Denn der besondere Beitrag des Luhmannschen Versuchs einer umfassenden Gesellschaftstheorie zu den Forschungsthemen der Kommunikationswissenschaft liegt ja genau in all diesen Unhandlichkeiten und Sperrigkeiten begründet: Luhmann bietet einen konzeptuellen Rahmen an, der viele der Grundbegriffe und Themenführungen der Kommunikationswissenschaft mit produktiven Herausforderungen konfrontiert – und damit wohl einen entscheidenden Beitrag zur Weiterentwicklung eben dieser Grundbegriffe und Themenführungen beizusteuern vermöchte. Insofern dürfte die Rezeptionsgeschichte dieses Werkes, auch wenn es nun bereits zehn Jahre verfügbar ist, noch länger nicht abgeschlossen sein. Zu wünschen wäre es dem Werk auf jeden Fall. Und der Kommunikationswissenschaft auch.

Gaetano Romano
gaetano.romano@unilu.ch
Universität Luzern

Müller, Marion G. (2003). *Grundlagen der visuellen Kommunikation*, Konstanz : UVK/UTB.

C'est à une approche originale de la communication visuelle que convie Marion Müller dans son ouvrage *Grundlagen der visuellen Kommunikation*. Au lieu de la démarche déductive habituelle qui part de la théorie pour arriver à la pratique et va donc souvent du plus complexe au plus simple, elle commence par offrir à ses lecteurs-étudiants une approche pratique de l'analyse des images pour ensuite donner les bases théoriques de l'image dans différentes disciplines et pour enfin ouvrir dans un dernier chapitre des perspectives de recherche qui s'adressent plus à des praticiens confirmés. Une fois accepté le principe de ce renversement, le livre se lit avec un réel plaisir parce qu'il arrive à partir de choix – toujours discutables, mais nécessaires – à rendre compte de son sujet de manière claire et synthétique.

Dans la première partie, sans doute un peu rapide pour l'étudiant à la recherche d'une vraie méthodologie d'analyse de l'image, l'auteur insiste à juste titre sur la difficulté pour les individus à faire la différence entre les trois étapes : la description, l'analyse et l'interprétation de l'image. L'évidence de nos connaissances nous amène à franchir rapidement la limite : là où un premier spectateur verra un vieil homme, un autre observera un ensemble d'éléments exprimant l'idée un homme certes âgé, mais disposant de toute son énergie et d'une grande expérience et un troisième comprendra qu'il s'agit d'une affiche de campagne

électorale visant à convaincre des électeurs de voter pour un homme politique connu.

La deuxième partie montre les acquis de différentes disciplines dans le domaine de l'image et construit une approche riche : sont abordées tour à tour la philosophie dans ses dimensions esthétique, phénoménologique et herméneutique, la physiologie dans ses dimensions optique et cognitive, la sémio-linguistique, la psychopédagogie, les sciences de l'information et de la communication, la sociologie, l'histoire et l'histoire de l'art. Selon ses propres compétences, le lecteur jugera que dans tel chapitre la synthèse est réussie, que dans tel autre des auteurs importants n'ont pas été cités. Ce sera sans doute le cas du lecteur francophone pour les chapitres consacrés à la sémio-linguistique et à la communication : l'importance prise par la recherche sur l'image dans ces domaines en France, en Belgique et en Suisse fait que ces sous-chapitres paraissent un peu court.

La troisième et dernière partie est plus une conclusion qui montre les tendances principales de la recherche en Allemagne et en Suisse alémanique où l'approche est de plus en plus interdisciplinaire. Elle se cristallise autour de quelques thèmes : la communication politique, les *gender studies* ou l'approche interculturelle.

Les vertus pédagogiques de l'ouvrage ne font pas de doute : ce n'est pas la moindre de ses qualités dans un champ aussi complexe que celui de l'image. Un dernier regret, c'est qu'il travaille essentiellement sur la base de la littérature germanophone, mais

cet inconvénient peut se transformer en avantage pour le lecteur étranger qui souhaiterait en un ouvrage unique avoir un panorama de la production scientifique allemande.

Philippe Viallon
philippe.viallon@ses.unige.ch
 Université de Genève

Uspenskij, B.A. (2007). *Ego Loquens. Jazyk i kommunikacionnoe prostranstvo*. [La langue et l'espace communicatif], Moskva: RGGU.

Très récemment à Moscou auprès du Centre Éditorial « de l'Université Russe Humaniste d'État » a paru le dernier livre de Boris Uspenskij intitulé « Ego Loquens ». Le titre est complété par un sous-titre significatif, « La langue et l'espace communicatif ». Comme le déclare l'auteur dans la préface (p. 7), à la base de cet ouvrage il y a les cours que Boris Uspenskij a donné à la Faculté des Sciences de la Communication de l'Université de la Suisse Italienne de Lugano à partir de son institution en 1996 jusqu'en 2001. Auprès de cette Faculté, dans le cadre des cours de Sémiotique, à côté des notions fondamentales de la théorie des signes, de la sémiotique de la culture et de ses applications (notamment à l'art et à l'histoire), Uspenskij a développé une approche qui, à partir de la langue, considérée comme composante sémio-linguistique central de la communication, découvre dans certains moments pragmatiques (donc d'usage de la langue) les traces d'une présupposition de l'existence d'une réa-

lité objective et partagée par les sujets en communication, comme condition pour expliquer comment le phénomène mystérieux de la communication puisse avoir lieu. Selon Uspenskij cette présupposition, qui est la plus grande présupposition de la connaissance humaine, se justifie dans l'acte de parler, notamment dans l'usage des signes linguistiques déictiques, qui (comme on l'expliquera par la suite dans la présentation de l'ouvrage) ont la fonction de créer une vision commune de la réalité. C'est pourquoi au lieu de l'aphorisme de Descartes « Cogito ergo sum » Uspenskij suggère « Communico ergo sum » ou « Loquor ergo sum » (p. 41). Comme le dit le titre même du livre, la capacité de parler est l'aspect constitutif de l'être humain, qui le rend sujet. Suivant Benvéniste, c'est dans la langue et grâce à la langue que l'être humain se voit constitué comme sujet. Là on trouve une des thèses fondamentales de l'ouvrage.

Dans la ligne de cette approche (mais avec une plus grande richesse de détails, exemplifications et références), comme le dit l'auteur même dans la préface (p. 7), au centre de ce dernier ouvrage il y a la communication verbale et ses problèmes. Bien que la typologie dans laquelle le texte rentre soit la théorie linguistique (il s'adresse en fait explicitement aux spécialistes de linguistique générale et à tout ceux qui s'intéressent au fonctionnement de la langue ; voir *Summary*), la recherche qui est présentée exploite la perspective linguistique pour mettre au point des problèmes philosophiques (voir *Préface*, p. 7). Le fondamental parmi ces problèmes philosophiques est celui

à savoir comment est-elle possible la communication, étant donné qu'elle présuppose une expérience commune et la possibilité de coordonner les perceptions subjectives de chacun des participants, mais que les participants à la communication en tant qu'êtres humains ne peuvent que partir d'une perception subjective. Dans ce phénomène un rôle fondamental est joué par la deixis, notamment par l'usage des pronoms personnels que tout être humain apprend. La capacité d'utiliser le pronom personnel « je » pour s'identifier en tant que émetteur est ainsi le point de départ pour la conception de soi en tant que sujet qui partage avec les autres participants à la communication un même état existentiel. En ce sens on peut dire que c'est dans la langue (bien qu'au moyen de la structure la « moins verbale » de la langue, justement la deixis) qu'on peut identifier le point initial de la coordination des expériences individuelles de personnes différentes.

À la deixis et au rôle qu'elle joue dans la communication est dédié le premier chapitre du livre (« Deixis et communication : la langue comme moyen pour la création d'une réalité virtuelle »), qui met au point les problèmes de l'état existentiel des sujets communicants et de la réalité. À partir de là, les deux autres chapitres composant l'ouvrage (le deuxième intitulé « Communication et compréhension : la relation entre la compréhension et la génération du discours » et le troisième intitulé « Communication et compréhension : compréhension et expérimentation linguistique ») traitent le problème de la compréhension entre

les participants à la communication, essentielle pour que la communication soit réussie.

Les particularités de la deixis des pronoms personnels (point de départ de la corrélation des expériences individuelles nécessaire à la communication) sont développées dans le premier chapitre. Les pronoms personnels ont un statut particulier. Leur structure sémantique est différente par rapport aux autres signes linguistiques. En général, la signification de tout signe linguistique consiste en une double référence : la référence au *denotatum* (qui met le signe en corrélation avec la réalité objective et qui en tant que telle ne peut pas être communiquée) et la représentation d'une signification (russe *znachenie* – ingl. *meaning*), qui met le signe en corrélation avec la réalité virtuelle et qui en tant que telle peut être communiquée. C'est précisément grâce à cette double référence (surtout grâce à la représentation d'une signification) que les signes linguistiques peuvent se référer aux expériences différentes de personnes différentes. Ils créent une signification commune, indépendante des expériences individuelles. En tant que membre d'une société, chaque personne adapte sa perception subjective à la signification commune. Par contre, les pronoms personnels, comme les noms propres, ne représentent aucune signification, ils se réfèrent seulement à un *denotatum*. Mais à différence des noms propres, le *denotatum* auquel ils se réfèrent existe seulement dans l'acte communicatif. Les pronoms personnels ne se réalisent sémiotiquement que dans l'acte communicatif. Ainsi « je » signifie le parlant actuel dans le

discours actuel ; « tu » signifie le parlant potentiel dans le discours actuel ; « il/elle » signifie les parlants potentiels dans le discours potentiel. C'est surtout le pronom « je » et son emploi dans les actes communicatifs et l'interchangeabilité des pronoms « je » et « tu » qui révèlent le point de départ de la coordination des expériences des participants à la communication. Le pronom « je » exprime l'absolu du sujet parlant et il constitue le noyau sémantique des pronoms personnels. Tout ça est révélé par les deux caractéristiques du pronom « je » qui le pose dans un statut particulier : au niveau de la langue, l'absence de la forme plurielle (pp. 18 ss.) et, au niveau du discours, la restriction de sa reproduction (pp. 30 ss.). En effet, « nous » n'est pas équivalent à « je + je + je + ... » ; « nous » signifie plutôt « je + tu + tu + ... » (valeur inclusive) ou bien « je + il/elle + il/elle + ... » (valeur exclusive). À la première personne il n'est donc pas possible d'exprimer l'idée de pluralité. L'unicité du parlant dans l'acte communicatif se reflète dans cette absence de la forme plurielle. De même elle se reflète dans la restriction de la reproduction du pronom « je » : il n'est pas possible de reproduire une phrase contenant le pronom « je » sans en changer le sens. Si un parlant B reproduit la phrase du parlant A « Je suis fils de mon père », le sens de la phrase change, parce que dans le discours de B le pronom « je » se référera à une personne différente et donc aussi à une situation différente par rapport à celles du discours original de A. C'est à cause de ces caractéristiques que la capacité d'utiliser le pronom « je » n'est acquise par l'enfant

que dans un stade relativement avancé du processus d'acquisition du langage (p. 47). L'enfant ne peut pas apprendre l'utilisation du pronom « je » par imitation (la modalité par laquelle normalement il apprend à parler). Si sa mère dit « je », l'enfant ne peut pas répéter « je » en continuant à se référer à sa mère. Donc l'enfant doit apprendre l'emploi des pronoms personnels par lui-même. C'est bien pour ça que l'acquisition de l'emploi des pronoms personnels constitue un pas fondamental : elle correspond à l'acquisition de la part de l'enfant de l'idée d'existence objective. En fait, l'enfant apprend à utiliser le pronom « je » quand il comprend que nous (moi et toi) pouvons être désignés par le même pronom, c'est-à-dire quand il comprend que nous sommes en quelque sorte égaux ; nous partageons le même état existentiel. L'emploi des pronoms personnels suggère l'existence d'une expérience commune, ce qui est la présupposition fondamentale pour que la communication puisse avoir lieu. L'interchangeabilité des pronoms personnels « je » et « tu » dans les actes communicatifs est le signe d'un accord de base que les participants à la communication acceptent à propos de leur état existentiel : comme ils acceptent de se référer à eux-mêmes par les mêmes pronoms « je » et « tu », ils s'attribuent réciproquement un même état existentiel. L'emploi des pronoms impose la présupposition d'une expérience commune et donc de la possibilité de communiquer notre expérience personnelle. À partir de là, Uspenskij propose une classification des signes linguistiques (pp. 50–53), qui distingue les signes informatifs (la plupart

des signes linguistiques, qui se caractérisent par la présence de signification et donc par le lien à la réalité virtuelle de la langue), les signes performatifs (comme les noms propres, qui se caractérisent par l'absence de signification et par une référence directe aux *denotata* dans la réalité objective externe à la langue) et les signes formatifs (tels que les pronoms personnels, qui ne se réfèrent à la réalité que par le biais de l'acte communicatif).

Dans le deuxième chapitre Uspenskij présente avant tout une analyse de la communication verbale et ses composantes (émetteur, destinataire et message codifié en un texte). Là aussi on distingue une dimension dénotative et connotative indiquée non pas par le terme « signifié » mais par le terme « sens », un phénomène dans l'interprétation duquel la dimension linguistique est nettement distinguée de la dimension logique. Dans le cas où émetteur et destinataire coïncide on a la communication interne, le langage intérieur ou ce qui est définie par Uspenskij autocommunication (p. 99). Une compréhension adéquate du sens d'un texte présuppose la coordination de l'expérience entre les participants à la communication. On comprend exactement ce qui est le sens à travers le concept de traduction (pp. 100 ss.). La traduction (soit elle intralinguistique ou interlinguistique) est un type particulier de communication qui consiste dans la génération d'un nouveau texte qui a le même contenu du texte de départ. Plus précisément, le nouveau texte est généré par la traduction de la signification des signes composant le texte de départ. En effet, la signifi-

cation d'un mot peut être décrite par d'autres mots de la même langue ou d'une autre langue. Les significations des mots d'une langue sont reliées les unes aux autres et cette réciprocity crée la sphère sémiotique dans laquelle nous sommes plongés. La traduction transmet la signification. La signification est l'invariante de la traduction et la traduction consiste au fond dans une identité de signification entre textes différents. En même temps, en traduisant on perd toujours quelque chose à cause non pas de différences dans le domaine des *denotata* (parce que la réalité objective est toujours la même), mais à cause de différences dans le domaine de la signification, en conséquent du fait que les langues classifient la réalité (les *denotata*) de façons différentes. Après avoir focalisé ce qu'est le sens à travers la description du phénomène de la traduction, Uspenskij développe le thème de la compréhension en relation à l'acte communicatif et il souligne comme la compréhension réciproque de l'émetteur et du destinataire n'est pas un phénomène mécanique, mais un processus heuristique laborieux, dans lequel à travers stratégies complexes le destinataire reconstruit le sens. Ici, une condition fondamentale est un large partage du contexte (pp. 106 ss.), qui permet la compréhension réciproque et donc la reconstruction du sens du message d'autrui en partant de textes extrêmement implicites (à ce propos le dialogue de Lévine et Kitty dans *Anna Karenina* est reporté, pp. 106–107). La compréhension est au fond une reconstruction (même si imaginaire) d'une expérience. En fait, pour comprendre un texte le destinataire doit se repré-

senter une situation dans laquelle il pourrait générer le même texte (pp. 111 ss.). Dans cette perspective l'apprentissage de la langue est considéré comme le résultat de l'apprentissage des stratégies de compréhension, où les noms communs traités comme noms propres et les déictiques ont une fonction fondamentale.

Dans le troisième chapitre, dédié au sens figuré et au problème de la construction du texte dépourvu de sens, Uspenskij souligne la non-réductibilité du sens textuel au code. Il met en évidence la distinction entre sens linguistique et sens logique (compris comme le sens effectivement reconstruit dans la communication). Il considère des expressions linguistiques dépourvues de sens (voir par exemple la ballade *Jabberwocky* de Lewis Carroll, pp. 195 ss.) et il observe qu'elles peuvent être générées ou bien par des combinaisons incorrectes ou inhabituels de mots connus ou bien par des combinaisons correctes de mots inconnus ou inexistantes (p. 220). Ainsi, en prenant en considération des types particuliers de textes, tels que les textes comiques, l'auteur souligne encore une fois la complexité des stratégies de construction de sens et de compréhension que le destinataire doit mettre en place.

Sabrina Mazzali-Lurati et

Eddo Rigotti

sabrina.lurati@lu.unisi.ch

eddo.rigotti@lu.unisi.ch

Università della Svizzera italiana

